

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz • Anzeiger für Ehlhatten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger •

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 1. August 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 31

Der Streit.

Von Georg Paulsen.

— Nachdruck verboten. —

4

Das war eine Bemerkung, die Emmerich Fabian das Feuer aus den Augen spritzen ließ, und bei der er sich vornahm, nunmehr auch den Herausgeber der heimischen Zeitung gehörig anzustreichen, daß er nicht nötig habe, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angingen.

Eine Milderung der argen Verhältnisse versuchte Koloff durch seine Tochter herbeizuführen, die auch bereitwillig in das nachbarliche Haus ging, ohne aber etwas ausrichten zu können. Sie brachte ihrem Vater nur die Androhung einer neuen Klage mit, worin diesem nahegelegt wurde, daß er wegen bewiesener brutaler Herausforderung sich vor dem Richter zu verantworten haben würde. Herr Fabian verlangte eine Schadloshaltung, die in die Tausende ging, von der er auch nicht abwich, als man ihm bemerkbar machte, daß er doch etwas über das übliche Maß verlangte. So war denn der Streit zwischen den beiden Häusern wiederum bis zu einem Höhepunkt gediehen, von dem keine Ermäßigung zu erwarten war. Von der „Schandtat“, wie er sich ausdrückte, bekam auch von Fabian zunächst der Rechtsanwalt Halmson zu hören, der seinem Klienten kopfschüttelnd bemerkte, daß er sich doch etwas zu sehr habe hinreißen lassen. Wenn man eine Tür zwischen zwei Häusern beseitigen und eine neue dafür einsetzen wolle, so greife man doch nicht gleich zur Maurerkelle und Mörtelkasten, sondern versuche, die Sache in Güte zu regeln. Und als ihm Fabian erwiderte, von seiner Seite sei gerade alles versucht, um die Dinge friedlich beizulegen, während das von seiner, des Rechtsanwalts Seite, vereitelt sei, machte Halmson ein Gesicht, als wolle er seinen Klienten auffressen. Jedenfalls war zunächst wieder einmal nichts zu tun, als abzuwarten, wie alles nun weiter kommen würde.

Die beiden Männer sprachen noch eifrig mit einander, als auf der Schwelle zornbeben wieder der Rentner Koloff erschien. Fabian hätte ihm am liebsten die Tür gewiesen, aber da das doch wohl nicht gut anging, mußte er sich notgedrungen beherrschen. Aufgebracht brausten beide Nachbarn auf und warfen sich in bitteren Redensarten vor, was sie an Ungerechtigkeiten gegen einander verübt hätten, wobei natürlich jeder dem andern die Hauptschuld zumaß. Zwischen ihnen stand der Rechtsanwalt und suchte mit den Armen. Er hätte in diesem Augenblick am liebsten allen beiden die Tür gewiesen. Und er mußte sich doch notgedrungen beherrschen, bis er einen Ausweg gefunden hatte.

Da kam einer der Maurer, welcher am Abreißen der Hoftür mitgearbeitet hatte und brachte eine große Runde.

„Herr Fabian, Herr Koloff, bekommen Sie keinen Schreck, wir haben einen Schatz gefunden.“ Wie aus einem Munde

riefen die beiden: „Kerl, Sie sind verrückt!“ Aber der Mann ließ sich nicht von seinen Behauptungen fortreden, und so griff der Rechtsanwalt ein, um ihn zu einer näheren Darstellung zu veranlassen. Und die gab der Maurer denn in folgenden Worten:

„Sehen Sie, Herr Fabian, als wir das alte Fundament von dem Mauerwerk losgehakt hatten, fanden wir eine kleine Nische ausgemauert, in der wohl ein Topf enthalten gewesen sein konnte. Darin lagen an die dreißig große Silberstücke, deren Prägung wir nicht verstanden, die aber doch immerhin ihren Wert gehabt haben müssen. Wir schlugen dann die Steine weiter auf und fanden auch wirklich den Topf, in welchem das Ganze enthalten gewesen war. Ich war hinterher wie der Teufel hinter einer armen Seele, um für mich den Schatz zu retten, aber mein Kamerad war doch etwas schneller gewesen und hatte einen Teil der Münzen in seine Tasche gesteckt, sodaß ich das Nachsehen hatte. Hier sind aber die anderen.“ Damit zog er eine ganze Hand voll alter Münzen in der Größe eines Zweitalerstüdes aus der Tasche, die zwar wenig gut erhalten waren, aber doch immerhin ein seltsames Gepräge aufzuweisen schienen, aus dem keiner der Männer recht klug werden konnte.

Der Rechtsanwalt sah die beiden Rentiers an, die wieder den Arbeiter mit Fragen bestürmten, auf die er indessen keine nennenswerten Auskünfte zu geben vermochte. Die Sache war kritisch, und es blieb nur übrig, selbst zu untersuchen, was an den Dingen Wahrheit und was Dichtung war. Denn immerhin war es doch möglich, daß hier ein locherer Streich verübt worden war.

In der Franzosenzeit war es vorgekommen, daß mehr als einmal Geld und Gut vergraben war, von denen später Spuren gefunden wurden. Es war also gar nicht ausgeschlossen, daß hier derselbe Fall eines leichtsinnigen Stückes vorgekommen war. Um die erregten Gemüter zu beruhigen, schlug der Rechtsanwalt vor, aus der Hauptstadt einen gelehrten Herrn zu berufen, der die ganze Sache untersuchen und Licht hineinbringen sollte. Dann mußte sich ja ergeben, woran man war. Inzwischen war durch die ganze Stadt wie Lauffeuer gegangen, im Hause des Rentier Fabian sei ein großer Schatz gefunden, von dem man noch nicht wisse, wieviel er eigentlich im Wert habe. Aber während auf der einen Seite so gestritten wurde, hieß es auf der anderen schon, der Fund sei gar nicht bei Fabian gemacht, sondern bei Koloff, und es werde sich schon herausstellen, wem derselbe rechtmäßig zukomme. Jedenfalls war in den Häusern der beiden Männer noch nie soviel Hallo wie an diesem Tage gewesen, von dem noch in Monaten als von dem des großen Schatzfundes gesprochen wurde. Das hatte alle Mitglieder der beiden Familien in ihren Bann gezogen, und sie ließen sich dann nicht abbringen, wenn ihnen auch, was vorausgesetzt werden konnte, bei der ganzen Sache kein Vorteil von Bedeutung erwuchs.

Emmerich Fabian vermisse seinen Sohn, der nach seiner Behauptung von ihm abgelenkt wurde, doch, obwohl er nun schon geraume Zeit in der Ferne war. Er sehnte sich stärker und immer stärker nach der Rückkehr, denn es ärgerte ihn, wieder und wieder Fragen zu hören, wann die Heimkehr stattfinden würde. Der Streit war ja eigentlich beigelegt, sogar so weit, daß die Hochzeit der beiden jungen Leute zugegeben war. Es lag nur daran, daß der böse Streit zwischen den beiden Familienhäuptern beendet war; und dazu gehörte nur ein Machtwort oder ein guter Wille, von denen bei Emmerich Fabian noch am wenigsten zu finden war.

Der alte Murrjahn, wie Emmerich Fabian jetzt allgemein von seinen Mitbürgern genannt wurde, meinte in seiner boshaften Meinung, es sei viel besser, sein Sohn komme nach Hause, und der Referendar Mertens schlage sich draußen herum, als daß es jetzt umgekehrt der Fall sei. Dabei hatte Emmerich den Neben-Gedanken, Mertens sei ein Störenfried, der am besten fern vom Schuß, ja möglichst ganz und gar aus der Schußlinie gehalten werde, denn sonst werde es doch nie gut werden. Aber Referendar Mertens war ein Schlaukopf, der sich nicht so leicht fangen ließ und darum blieb, wo er war.

Da kam von der Front die Meldung, Berthold Fabian sei nicht unerheblich verwundet worden, und es sei wohl am besten, den jungen Mann nach Möglichkeit baldigst heimzuberufen, zumal er daheim viel bessere Pflege habe. Sein Vater war gern einverstanden, und bei Roloff und seiner Tochter fehlte die Zustimmung erst recht nicht.

Der alte Fabian hatte bei seiner Bereitwilligkeit noch einen besonderen Plan, um seine Wünsche bezüglich seines Sohnes zu verwirklichen. Wenn Berthold wieder zu Hause war, so war es viel leichter, den Heiratsgedanken zur Ausführung zu bringen. Dann war es nicht schwer, die Hochzeit Bertholds mit Selma Roloff stattfinden zu lassen, und sie konnte dadurch beschleunigt werden, daß dem Referendar Mertens nahe gelegt wurde, Rosalie Rünzel, die Tochter des reichen Vieh- und Holzhändlers, zu ehelichen. Dann hatte er Alles wie er wollte und es blieb nur ein noch zu regeln, die alte Streitfrage wegen des Torweges zwischen den beiden Häusern zu beseitigen.

Soweit verlief alles gut, nur die Angelegenheit der Durchfahrt war nicht von heute auf morgen abgetan. Denn, wenn nun auch Berthold Fabian der Schwiegersohn von Roloff und Selma Roloff die Schwiegertochter von Emmerich Fabian geworden war, ihr Vater dachte noch keineswegs daran, dem Nachbar Fabian gegenüber ohne weiteres blind nachzugeben. War man soweit gekommen, so gehörte doch eine gewisse Höflichkeit dazu, das letzte Wort wert zu machen und dem lange gekränkten Manne eine gewisse Genugthuung zu geben. Herr Roloff glaubte, diese billigerweise verlangen zu können, und hatte dabei alle rechtlich denkenden Leute auf seiner Seite.

In seiner knurrigen Weise ließ Fabian die Sache auf sich beruhen und nun kam etwas dazwischen, was den ganzen Streit von neuem zu entsachen drohte. Der Holz- und Viehhändler Rünzel erklärte, daß er sich eines anderen, besseren besonnen hätte, denn seine Tochter Rosalie sei nicht dazu da, das Tauschobjekt zu bilden, damit die Zankerei zwischen den Diaköpfen Fabian und Roloff zu Ende käme. Sie könne alle Augenblicke einen Mann haben und brauche nicht auf den zu warten, der ihr von Fabians und Roloffs Gnaden zugeshantzt werde. Man sollte den Referendar Mertens heiraten lassen wen er wolle und auch den anderen jungen Leuten dasselbe Recht geben, die an dem Streit ihrer Väter nicht im mindesten beteiligt oder interessiert seien.

Nun war guter Rat teuer, denn nicht ohne Grund konnte man sagen, daß Emmerich Fabian etwas reichliches getan habe, um die ganze Sache zu erschweren, denn er konnte

doch niemandem zumuten, mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen. An diesem Stande der Dinge wurde auch dadurch nichts geändert, daß Emmerich Fabian in einem Anflug von Galgenhumor erklärte, wenn sich niemand finde, das reiche Fräulein Rünzel zu heiraten, so wolle er dies selbst tun, um das Glück seines Sohnes zu vollenden. Dann würde doch die ganze Stadt sehen, daß er ein gutes Herz habe und kein Rabenvater sei. Das war ein Vorschlag, der den Vater und den Sohn feierte, nur schade, daß er sich nicht verwirklichen ließ.

Die Angelegenheit, die schon längst die ganze Stadt beschäftigte, nahm mittlerweile auch die Umgebung in Anspruch, denn der Rentier Fabian und der Kohlenhändler Rünzel begegneten einander auf offener Promenade, wo es wegen der mitgeteilten letzten Äußerung Emmerich Fabians zu einer sehr unliebsamen Auseinandersetzung kam. Herr Rünzel erklärte mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, er verbitte sich Äußerungen, welche ihn oder seine Tochter angingen, auf das allerentschiedenste und begreife überhaupt nicht, wie die Polizei noch einen Mann, wie Fabian, den Vater, in der Stadt dulden könne, der beinahe gemeingefährlich sei. Wenn Herr Fabian sich zeigen wolle, möge er das im Kriege vor den Russen tun, wo Gelegenheit genug sei, seine Tapferkeit zu beweisen. Denn, soviel ihm bekannt sei, sei Emmerich Fabian noch dienstfähig und könne sich im Felde beweisen. Wenn er das tue, werde er, Rünzel, zuerst vor ihm seinen Hut respektvoll abnehmen.

Das gab einen Trubel im ganzen Bezirk. Emmerich Fabian als Kriegermann in der Front, das war eine Tatsache, an die niemand bisher gedacht, obwohl sie keineswegs so etwas besonderes war. Er war noch nicht über das 45. Lebensjahr hinaus und sah selbst für das Alter ganz ungewöhnlich stattlich aus. Er gab noch, um auf der Leiter des militärischen Avancements nicht allzu hoch zu steigen, noch einen prächtigen Feldwebel ab, der sich alle Tage sehen lassen konnte.

Diese Äußerung machte, wie gesagt, eine große Zahl von Menschen wirbeln. Aber als man sich mit dem Gedanken etwas näher vertraut gemacht hatte, erschien er keineswegs mehr so ungeheuerlich. Und wenn auch wohl niemand an eine so lange Kriegsdauer dachte, um die Notwendigkeit eines Aufgebotes des Landsturmes zu erkennen, davon, daß der Landsturmann Emmerich Fabian für den Ausmarsch zu schade sei, war erst recht keine Rede. An Patriotismus fehlte es in der ganzen Stadt wirklich nicht, also auch nicht an Landsleuten Fabians, die gern bereit gewesen wären, mit ihm losmarschieren zu müssen, die aber auch nichts dagegen einzuwenden hatten, ihn voranmarschieren zu lassen.

Berthold Fabian, der wieder den Franzosen gegenüberstand, erhielt in einem Briefe die den Tatsachen voraus-eilende Nachricht, sein Vater habe sich entschlossen, als Freiwilliger die Uniform anzuziehen, um seinen Mitbürgern zu zeigen, was er für ein Mann sei. Der junge Fabian hielt ja seinen Vater alles möglichen hohen persönlichen Mutes für fähig, aber an einen freiwilligen Eintritt in das Heer glaubte er doch nicht. Emmerich war zu sehr ein Mann des Augenblicks und der sofortigen Tat, als daß es ihn danach gelüstet hätte, im bunten Rock lange Wochen dahin zu marschieren, bis der Feind kam, der schlug drauf los, daß nach allen Seiten die Spähne flogen. Zu Hause hätte er wohl gern und sofort darauf los geschlagen, aber bis zur Erreichung des Feindes im Felde fehlte ihm die ebenso wünschenswerte wie nötige Ruhe.

Man sagt, daß Frauenlist über alles gehe und schon so viel unmögliches möglich gemacht habe. Um zu einem gleichen Ergebnis zu gelangen, taten sich die beiden Heldinnen dieser kleinen Geschichte zu einem Bündnis zusammen. Selma Roloff sann darauf, natürlich den alten Brummbär von Emme-

rich anderen Sinnes zu machen, um auf diesem Wege die Hand ihres geliebten Berthold zu gewinnen, und Rosalie Künzel, die Großhändlerstochter, hatte die Aufgabe, den jungen Juristen Mertens zu gewinnen, um ihn zu veranlassen, sich den Prozeß Fabian wider Kolloff, oder vielmehr dessen Leitung, aus dem Sinn zu schlagen. Denn dann war der ganze böse Streit ohne weiteres hinfällig geworden, weil der Chef des Referendars, der Rechtsanwalt Halmson, bei seinem Alter und der persönlichen Freundschaft für Fabian sen. überhaupt nicht die größte Lust hatte, sich mit dem voraussichtlich ziemlich langwierigen Rechtsstreite herumzuzergern. Der Referendar war ziemlich schnell interessiert, denn er war für die schöne und reiche Großhändlerstochter längst Feuer und Flamme geworden, seitdem die Dinge diese Entwicklung zu nehmen begonnen hatten.

Das Komplott war geschnitten, und alle, die davon erfuhr, gaben ihm lauten Beifall, den lautesten der Großhändler Künzel, der eine starke Ader für Humor besaß. Der Hauptwidersacher des alten Streithahns Fabian, August Kolloff, wollte zunächst von allen Eröffnungen nichts wissen, und die „Verschwörer“ nahmen gern Abstand, weil er sehr nervös geworden war. Daran trugen natürlich die Ränke Emmerich Fabians Schuld, die sich hinterher als solche entpuppt hatten, und zuerst für Streiche von feindlichen Fliegern gehalten worden waren. Folgendes war geschehen.

Herr August Kolloff schloß den Schlaf des Gerechten nach einem ausgezeichnet gelungenen Regelaabend, nachdem er wegen fünfzehn tadelloser Nummern den „Regelorden“ an diesem Abend erhalten hatte. Emmerich Fabian, der ebenfalls zugegen gewesen war, hatte es nur auf fünf Nummern gebracht, war schon deshalb von starkem Zorn erfüllt gewesen, anderer Dinge gar nicht weiter zu gedenken für diesen Fall, und hatte Rache geschworen. Er huldigte nicht deren Grundsatz, daß Rache ein Gericht sei, das kalt genossen werden müsse, sondern war für das „Warme“ und machte sich in finsterner Mitternacht selbst an die Arbeit, sein Wollen in Vollbringen umzusetzen.

Die ganze Stadt lag, wie gesagt, im tiefen Schlummer, nur die finsternen Mächte wachten, die auch der redlichste Nachtwächter mit Laterne, Horn und Ballisade nicht vertreiben kann, als Herr August Kolloff aus seinem Rissen emporfuhr. Ein gewaltiger Knall machte, wie er meinte, die ganze Stadt erdröhnen, und eine Viertelstunde lang schwankte er, ob er nicht die Steine aller Schornsteine seines Hauses vom Dache herunterpoltern höre. Kein Bedenken bestand mehr für ihn, daß feindliche Flieger beim Passieren der Stadt aus den Lüften Bomben herabgeworfen und mit demselben das grausige Getöse veranlaßt hätten. Der Schreck lähmte seine Glieder, und während im ganzen Hause schon rumort ward, blieb er noch ruhig und erwartungsvoll in seinem Bette liegen und befürchtete jeden Augenblick, die Decke des Schlafzimmers werde durchschlagen, um ein solches unheimliches Projektile durchzulassen.

„Vater, Vater, so steh doch auf!“ Mit diesen Worten hämmerte Selma Kolloff an der Tür. „Ist Dir etwas passiert?“ Da sprang er mit einer beruhigenden Versicherung auf, schalt das Licht ein und dann begann ein großes Suchen. Im Hause war nichts zu finden, in den Straßen war aber die ganze Stadt schon lebendig. Noch nie ist Nachts der Himmel über der Stadt so eifrig beobachtet worden, als jetzt, wo jedermann sich in höchster Lebensgefahr glaubte. Es war aber jetzt nicht mehr zu konstatieren, daß, während aus allen Häusern die Schreckensbeleuchtung strahlte, allein das Fabianische Haus stockdunkel war, in dessen Tür der Besitzer stand und mit Donnerstimme fragte, warum friedliche Bürger im Schlafe gestört würden.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Leistungen der Chirurgie im heutigen Kriege.

Von August Ohlenschläger.

Unsere Chirurgie ist heute auf eine besonders schwere Probe gestellt worden, deren Lösung sie in diesem Völkerritzen bis jetzt glänzend auf jedem Gebiete bestanden hat. Dank sei hier unseren Ärzten in erster Linie gezollt, die Unausprechliches in kaum auszuharrenden Stunden geleistet haben. Schon die Art, wie die übergroße Anzahl der Krankheiten und Verwundungen, die die heutige moderne Technik der Kriegführung bei solchen Massenkämpfen bringt, ohne Zaudern zur Erledigung gebracht wurde, ist bewundernswert.

Generaloberarzt von Bruns spricht sich hierüber aus in einem Referate über einen Vortrag des Amerikaners Connel, dessen Beobachtungen er wiedergibt in einem der neueren Hefte „Beiträge zur klinischen Chirurgie“. Dieser Connel, der in seinem Vortrage vor allem die deutsche Organisation des Sanitätswesens hervorhebt, hatte 1914–15 Gelegenheit, sechs Monate auf dem östlichen wie westlichen Kriegsschauplatz zu weilen, und zwar sowohl auf Seite der Gegner als auch auf deutscher Seite.

Hierbei sammelte Connel Kommentare genug zur Ausführung seiner damaligen Rede auf dem Chirurgischen Kongreß in Boston (im Oktober 1915). Es ist von hohem Interesse für jeden, den Sonderabdruck dieser Rede bezw. deren Besprechung (von Generaloberarzt von Bruns) zu lesen.

Vornehmlich hebt Connel den schnellen Transport der Verwundeten aus der Feuerlinie hervor, deren fürsorgliche Pflege in den rückwärtigen Lazaretten harret. „Der deutsche Sanitätsdienst zwischen Schützengraben und Feldlazarett sei ein Muster von rascher Beförderung, trotz der schlechten Witterungsverhältnisse sei es schnell vor sich gegangen.“

Die Kriegschirurgie ist die Chirurgie der Wundinfektion, der genauen und wichtigen Behandlung im späteren Stadium und der Nachbehandlung. Der Grundsatz ist der, alle Verwundeten so früh wie möglich ihrer Betätigung wieder zuzurückgeben, denn jeder ersparte Lazarettag ist für unsere Nation von hoher Bedeutung. In seinem Vortrag spricht Connel über die Versorgung der Verwundeten auf der französischen Seite sich dahin aus, daß hier der Transport der Verwundeten vom Graben bis zum Lazarett meist einen ganzen, sogar bis drei Tage dauere, trotz der günstigen Bedingungen. Der Transport auf englischer Seite sei aber nicht gut zu heißen und funktioniere erst nach halbjähriger Kriegsdauer. Ferner besagt Connel, die sorgfältige wie mustergültige Organisation im Innern von ganz Deutschland sei bei keiner anderen Nation zu finden gewesen. So führte er in einem Beispiel an, wie alle Verwundeten und Kranken in gesonderte Gruppen eingeteilt seien, wie die Schwerverletzten in Hospitälern, die minderschweren in Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden und die Leichtverletzten in Pflegestätten gut und musterhaft untergebracht seien. Unter diesen Verwundeten werden nach einigen Wochen oder Monaten die einzelnen Fälle noch weiter spezialisiert. Ferner werden den Verwundeten in ihren Lazaretten Beschäftigungen zugewiesen, je nachdem ihr Zustand es erlaubte, um sie hier körperlich und geistig frisch heranzubilden. Selbst Amputierte mußten ihre Stümpfe durch gewisse Übungen abhärten, um keine Zeit zu verlieren beim Anlegen der künstlichen Glieder. Kriegsbeschädigte erhielten Handfertigkeitunterricht; Linksarmige werden schon früh unterrichtet in dazu geeigneten Abteilungen; Gelenkversteifungen werden in den hydrotherapeutischen und medikomechanischen Anstalten so bald wie möglich behandelt. Selbst bei den Rekonvaleszenten verlor man keinen Tag mit Nichtstun, während, wie Connel

sagt, in französischen Lazaretten den ganzen Tag gefaulenzt und geraucht würde.

Am Schlusse seiner Rede sagte C. noch, wozu Deutschland bei Ausbruch des Krieges 14 Tage gebraucht habe, um Ordnung und geregelten Lauf in alle Dinge zu bringen, habe England 6 Monate gebraucht. Somit stehe Deutschland, was die systematische Ausbildung des Sanitätswesens anbetrifft, vor allen anderen Ländern an der Spitze.

In Berlin vor zwei Jahren.

Wieder standen Tausende von Menschen am 4. August 1914 um das alte Hohenzollernschloß an der Spree, und ihre Gedanken, die bei den Soldaten an der Front gewesen waren, für die vielleicht schon in den nächsten Stunden die Gewehre knallten, flogen in diesen Augenblick hinaus in den Saal des Kaisers, wo der Herrscher zu den Mitgliedern des Deutschen Reichstages sprach, zündende Worte vom Recht des deutschen Volkes und von der unbezwingbaren Kraft der Nation.

Ein höherer Offizier kam aus dem Portal des Schlosses. Er hatte dem feierlichen Akte beigewohnt. Ein Droschkentutscher kam ihm in den Weg. Er stieg in das Gefährt und befahl: „Nach dem Generalstabsgebäude!“ Das ging nicht so schnell, denn dichte Menschenkolonnen zogen die Straße herab. „Sie wollen alle den Kaiser sehen“, sagte der Kutscher sich umwendend, wie um sein langsames Fahren zu entschuldigen. „Sie tun recht,“ antwortete der Offizier ernst. Und er legte die Hand an den Helm, denn auch ihm flogen begeisterte Hurrarufe und Grüße zu. Und dann reichte man Sträuße und Blumen in den Wagen. Sogar für den Kutscher mit seinem grauen Stoppelbart fielen ein paar Rosen ab.

Sie kamen an der russischen Botschaft vorbei, aus deren Eingang vor mehr als drei Jahrzehnten ein Verrückter auf den alten Kaiser geschossen hatte. Und vor bald einem halben Jahrhundert hatte ein politischer Fanatiker hier auf offener Straße mehrere Revolvergeschüsse auf den damaligen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck-Schönhausen, den späteren Reichskanzler Fürsten Bismarck, abgefeuert, von denen einer den Bedrohten zwar getroffen, ihn aber nicht verwundet hatte. Heute sehen Tausende zum Hause des Vertreters des Zaren hinaus, von dessen Residenz zuerst die Kriegsfackel aufgeflammt war. Aber keine Herausforderung wird laut, während zu gleicher Zeit an der Rewa das Gebäude der deutschen Botschaft verwüstet, in ihren Räumen ein Deutscher erschlagen war.

„Die Thronrede!“ Extrablätter wurden ausgerufen, die schnell in die Hände all' der Tausenden übergingen. Aber bei weitem nicht alle hatten die ersuchten Druckbogen erlangen können. Da reichte ein alter Herr dem Offizier im Wagen ein Blatt zu: „Bitte, wollen Sie vorlesen!“ Und willig las der Aufgeforderte mit seiner hellen Kommandostimme die wichtigsten Sätze, denen ein erneuter Jubelsturm folgte. Und der Droschkentutscher auf seinem Boß salutierte zum Schluß mit seiner Peitsche wie mit einem Säbel und rief: „Das hat unser Kaiser gesagt. Und wer den Kaiser und das Vaterland im Stich läßt, den soll der Leibhaftige beim Schlafittchen kriegen. Und jetzt wollen wir Seine Majestät mal leben lassen!“ Aber der biedere Kosselenter konnte sich nur am ersten Hurra und Hoch beteiligen, denn seine Rosinante fing von dem Hallo an zu tanzen, wie ein Zirkuspferd.

Am Pariser Platz, hinter den Schmuckflächen desselben, lag die Botschaft der französischen Republik fast unbeachtet da. Hier war vor kurzen Monaten der deutsche Kaiser wie in jedem Winter der Gast des Botschafters Cambon gewesen, und die Pariser Zeitungen hatten spaltenlange Berichte über diese Festabende veröffentlicht, in denen sie die persönliche Liebenswürdigkeit des Oberhauptes des Deutschen Reiches

nicht genug hatten rühmen können. Sogar die Pariser Küchenchefs und Köchinnen hatten sich lebhaft für diese kaiserlichen Besuche bei Frankreichs Vertreter interessiert, und die Speisenfolge aus diesem Anlaß einer genauen Kritik unterzogen. Und jetzt war dieser sogar in Frankreich populäre Monarch der Kaiser der Boches, der Herrscher von Barbaren — — —!

Stürmisches Hüteschwenken brauste zur Viktoria auf dem Brandenburger Tor empor, dem von Napoleon fortgeführten und nach den Freiheitskriegen heimgebrachten Bildwerk, und die Grüße flogen weiter zum Tor hinaus zu den Reichstagsabgeordneten, die jetzt aus dem Schlosse ihrem Heim zustrebten, um die Sitzung dieses Tages abzuhalten, in der die Parteien das Gelöbnis der Einigkeit wiederholten, das sie nach der Vorlesung der Thronrede dem Kaiser gegeben hatten. Das war ein machtvoller, historischer Augenblick gewesen, als der Monarch die Parteiführer aufforderte, zu ihm heranzutreten, um vor dem Thron durch einen deutschen Händedruck die Treue und Opferwilligkeit für das Reich zu besiegeln. Dieser Tag zeitigte des Kaisers Entschliebung, dem Reichstags Hause die rechte Inschrift „Dem deutschen Volke“ zu verleihen. Und wenn der ehernen Bismarck vor dem Bau sich hätte äußern können, an diesem Tage hätte er es gewiß getan.

„Und zum Schluß hat der Kaiser gesagt, jetzt wollen wir sie dreschen“, bemerkte angesichts des Standbildes Molotkes der Offizier noch zu seinem Kosselenter. — „Und alle,“ meinte der. — „Ja, alle!“ Und dasselbe sagten viele Tausende am Tage und am Abend, als die Kunde kam, daß auch der britische Vetter, der wahre Erzfeind, sich unseren Feinden zugesellt habe, um uns in den Rücken zu fallen, dem deutschen Reiche seinen Lebensnerv zur See abzuschneiden.

Stumm lagen am Abend die Botschaftshäuser von Frankreich und Rußland da, aber an dem Englands zeigte sich an einem Fenster eine drohende Faust. Sie hat nichts vernichtet. Das war der Tag.

Literarisches.

Kriegsküche für Jedermann! Ein Kochbuch für das Jahr 1916. 80 Seiten stark. Preis 80 H. Henriette Fürth, die bekannte Frankfurter Vorkämpferin für die Volkswohlfahrt, hat darin ein zeitgemäßes Büchlein „Kriegsküche für Jedermann“ geschrieben, das im Auftrage der Lebensmittelkommission der Stadt Frankfurt a. M. erschienen ist. Die Veröffentlichung tritt in Gegensatz zu den meisten sogen. Kriegskochbüchern, die mit vielen Hunderten von Kochvorschriften imponieren wollen. Nicht um eine möglichst reichhaltige Sammlung von Rezepten soll es gehen, sondern um Ratsschläge und Anweisungen zu einer möglichst vorteilhaften Verwertung und eben solchen Erschließung der vorhandenen Nahrungsmittel. Um Winke, die dazu helfen wollen, für knapp gewordene oder nicht mehr vorhandene Nahrungs- und Genußmittel geeignete Ersatz- und Ausgleichstoffe zu finden. Eine „Kriegsküche für Jedermann!“ Im Ganzen werden 150 wirklich brauchbare Kriegskochrezepte gegeben. Die „Kriegsküche für Jedermann“ ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Luftige Ecke.

Mitwirkung

— „Die Sammlung von Altpapier hat ja ein ganz großartiges Ergebnis geliefert.“
Dichter: „Ja, ich habe aber auch alle meine Gedichte dazu gegeben.“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag
Ph. Kleinböhl, Königstein im Taunus.